

Westlich-östliches Erbe: Verwerfungen

Ursula Baatz¹

Das Bild von der Erde als einer blaugrünweißen Kugel, die im unendlichen schwarzen Weltall schwebt, gehört zu den Ikonen des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Der Blick von außen auf den Erdball zeigt Kontinente, Meere und Wolken. Das Bild von der Erde als Ganzes verdankt sich der Mission von Apollo- 8, dem zweiten bemannten Raumflug der USA 1968. Der Astronaut William Anders fotografierte damals die aufgehende Erde: „eine Oase in der Ödnis des Weltalls“, wie er sagte. Auf dem Foto zu sehen sind Wolkenfelder, Kontinente und Ozeane. Nicht zu sehen sind die Grenzen, mit denen sich irdische Territorialstaaten voneinander abgrenzen; Grenzen also, die sich seltener geographischen Gegebenheiten verdanken, sondern viel mehr menschlichen Interessen und Vorstellungen und die mit mentalen, militärischen und ökonomischen Mitteln fixiert werden. Grenzen sind Konstrukte, die sich im Laufe der Zeit aus vielen Gründen verschieben oder auch gewalttätig durch Krieg verschoben werden.

Auch die Einteilung der Erde nach Himmelsrichtungen – die ohnedies immer relativ zum Standort erfolgen können – ist ein Konstrukt. Besonders deutlich wird das bei der Unterteilung der Welt in „westlich“ und „östlich“, die sich seit geraumer Weile in der Alltagssprache festgesetzt hat: für Menschen in Delhi liegt Isfahan westlich, für Menschen in Rom liegt diese Stadt östlich. Auch ist der „Nahe Osten“ nur für Menschen in Europa nahe und liegt im Osten; für Menschen in Beijing sind diese Länder weit weg und im Westen. Derartige Zuschreibungen und Einordnungen ergeben aus der

1. österreichische Autorin und Journalistin (Wien), E-mail: ursula.baatz@univie.ac.at.

Perspektive aus dem Weltall nur bedingt Orientierungshilfen, da sie sich auf den jeweiligen irdischen Standort beziehen. I

Wenn die Richtungsangaben „westlich“ und „östlich“ nicht nur Standorte in Relation zum Lauf der Sonne beschreiben, sondern als Festschreibungen kultureller Grenzen benützt werden, beginnt das Konstrukt ideologisch zu werden. Die eurozentristische Perspektive ist deutlich: denn „östlich“ steht gewöhnlich für „asiatisch“ und konnotiert oft „irrational, kollektiv, usw.“ während „westlich“ für „europäisch“ steht und „rational, individualistisch“ etc. konnotiert.

Diese Bewertungen stammen aus der Zeit des Kolonialismus: ein oft zitiertes Beispiel sind die Anfangszeilen eines Gedichts von Rudyard Kipling: *„Oh, East is East, and West is West, and never the twain shall meet,/ Till Earth and Sky stand presently at God's great Judgment Seat.“* Kipling erzählt in diesem 1889 veröffentlichten Gedicht die Geschichte zweier Männer, die ihren Konflikt trotz unterschiedlicher kultureller und sozialer Zugehörigkeit am Ende ehrenvoll lösen, wobei freilich der Anspruch der Kolonialmacht letztlich dominiert und damit in gewissem Sinn bestätigt, was die Anfangszeilen, die häufig als Bestätigung für koloniale Vorurteile zitiert werden, suggerieren. Deutlicher wird die koloniale Haltung in einem anderen seiner Gedichte ausgedrückt. „Die Bürde des Weissen Mannes“ überschrieben, beschreibt es den Blick der Kolonialherrschaft auf die Unterworfenen, die „halb Teufel und halb Kind“ seien und zudem ungebildet.

Take up the White Man's burden—
Send forth the best ye breed—
Go bind your sons to exile
To serve your captives' need;
To wait in heavy harness
On fluttered folk and wild—
Your new-caught, sullen peoples,
Half devil and half child.

Allerdings ist die Annahme, dass andere Völker und Kulturen der eigenen unterlegen seien, weder eine Spezialität der europäischen Kolonialherren noch nur im Zeitalter der Eroberungen zu finden. In der Antike waren die Griechen von ihrer kulturellen Überlegenheit so

überzeugt, dass sie alle, die nicht Griechisch sprachen, als Barbaren betrachteten, als Leute, deren Sprache nur eine Art Lallen ist. Die Chinesen sahen Nicht-Chinesen – „Langnasen“ – ebenfalls als Barbaren; und auch die Meinung der Inder über jene Europäer, die sich ab dem 15. Jahrhundert in Indien festsetzten, war keineswegs schmeichelhaft: sie galten als unzivilisiert und roh, gierig nach indischem Kunsthandwerk und Gewürzen. Nützlich war nur ihr Gold, das aus den spanischen Kolonien in Peru kam, und das in Indien wegen der dortigen Goldwährung sehr gefragt war.

Zu Beginn der britischen Herrschaft, unter dem Vorzeichen der British East India Company, war für Beziehungen zwischen Kolonialherren und Untertanen nicht die Zugehörigkeit zu einer Rasse, sondern die Klasse entscheidend. In Indien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es vielerlei Beziehungen und Eheschließungen zwischen Briten und Inderinnen entsprechend der sozialen Zugehörigkeit, und deren Nachkommen, die Angloinder, gibt es bis heute. So konnte im Jahr 1800 der Resident der British East India Company im südindischen Hyderabad eine Frau aus der Mughal-Dynastie heiraten und vom Nizam von Hyderabad adoptiert werden. Wenig später freilich wurden solche Verbindungen von der britischen Regierung verboten und die indische und überhaupt orientalische Kultur als Ganzes – anzumerken ist, dass damals Urdu die öffentliche Sprache Indiens war – als der europäischen weit unterlegen dargestellt. In den spanischen Eroberungen in Lateinamerika war im Übrigen ab dem 16. Jahrhundert die Dominanz der katholischen Religion und des „reinen Blutes“ gegeben; Indigene galten manchmal nicht einmal als Menschen.

Die europäische Wahrnehmung des „Orients“ war durchaus ambivalent. Der orientalisierenden Mode, die im 18. Jahrhundert etwa höfische Architektur oder auch Tafelgeschirr oder Kleidung prägte – eine orientalisierende Ästhetik – galten die „östlichen“ staatlichen Gebilde als Vorbilder eines aufgeklärten Absolutismus. Doch fast zeitgleich rationalisierte und systematisierte die europäische Aufklärung die kolonialen Vorurteile.

Eine wesentliche Rolle dabei spielte die Vorstellung, dass es Entitäten gibt, die „Nationen“ sind, also durch Sitte, Gebräuche, Charakter und

Sprache abgrenzbare unterschiedliche „Völker“, ethnische Einheiten, die ein Ganzes bilden mit Ewigkeitscharakter, eine „ewige Ordnung“ der Verhältnisse. Diese Idee, die der Weimarer Hofprediger, Theologe und Philosoph Johann Gottfried Herder Ende des 18. Jahrhunderts entworfen hatte, fand in deutschen Landen – damals ein Teppich kleiner und kleinerer Fürstentümer – lebendigen Widerhall. Eine Generation später griff der Philosoph Fichte diese Idee in seinen „Reden an die deutsche Nation“ auf, indem er den Deutschen bescheinigte, ein Urvolk zu sein und die eigene Sprache bewahrt zu haben. Eine Nation sei nicht dasselbe wie ein Staat, so Fichte. Die Nation, das Volk sei „das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besonderen Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet“.¹ Der Staat ist für die Nation nur Mittel zum Zweck, meinte Fichte, es sei daher Aufgabe des Staates, die Kontinuität der Nation bzw. der Nationen aufrechtzuhalten. Indem sie Volk, Sprache und Staat verbindet, verbietet diese Vorstellung eine wechselseitige Durchdringung von verschiedenen „Nationen“ und Kulturen oder gar eine wechselseitige Abhängigkeit dieser voneinander festzustellen oder womöglich wahrzunehmen.

Diese Vorstellungen setzen sich bis in gegenwärtige Debatten fort. Wenn „Kultur“ mit „Nation“ und „Nation“ mit „Staat“ verbunden wird, ist man rasch bei der Diskussion um die „Leitkultur“, die Anfang der 2000er Jahre die deutsche Öffentlichkeit sehr bewegt hat. Tatsächlich konnte aber niemand so recht sagen, woraus eine deutsche Leitkultur bestehen sollte. Einerseits sind Bräuche, Sitten und Gewohnheiten regional und nach sozialer Herkunft sehr divers, und andererseits ist die Kultur- und Kunstgeschichte Deutschlands ein Teil der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte, und das heißt keineswegs nur „deutsch“. Der Wunsch, eine „Leitkultur“ inhaltlich zu bestimmen, kann unterschiedlich verstanden werden: entweder als Versuch der Ausschließung der „Anderen“ oder als Versuch der Orientierung. Letzteres bedeutet nicht notwendig Ausschluss

1. Achte Rede

der „Anderen“: wer sich orientieren will, muss einerseits vom eigenen Standort ausgehen, und andererseits den eigenen Standort überschreitenden Bezüge finden, die eine weitere Entwicklung erlauben. In Deutschland etwa hatte der nationale Gedanke zunächst, anfangs des 19. Jahrhunderts, eine klare Richtung: es ging um Befreiung von der Herrschaft Napoleons. Doch verengte sich die Perspektive zunehmend zu einem immer deutlicheren Nationalismus. Wenn in Debatten im deutschen Sprachraum heute die Ausdrücke „westlich“ und „östlich“ zur näheren Bestimmung von Praktiken oder Denkweisen verwendet werden, dann mischen sich meist Bedeutungsschichten aus der Kolonialdebatte mit orientalisierenden Bildern aus dem 18. Jahrhundert und dem Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts.

Das Erstaunliche aber ist, dass gleichzeitig mit diesen distribuierenden und diskriminierenden Vorstellungen auch ein „global imaginary“, die Vorstellung einer Globaler Welt entstand. Gütertransport und Transport kolonialer Arbeitskräfte – internationaler Sklavenhandel und Zwangsarbeit – geschahen unter dem Vorzeichen globaler kolonialer Ausbeutung. Gleichzeitig entstand auf der Ebene der Vorstellungen, des Mentalen, der Reflexion Bilder einer globalen Welt¹ und eines Universalismus, wie dies die Deklaration der Menschenrechte in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung von 1776 formuliert.

Dieses global imaginary aktiviert in einer den gegenwärtigen medialen Möglichkeiten entsprechenden Art und Weise die Wahrnehmung der Welt als Ganzes Zusammenhängendes. Der Blick von außen, aus dem All, hat dazu viel beigetragen. Doch auch für den Blick zurück, den Blick in die Geschichte zeigt sich ein Zusammenhang und Austausch über alle imaginierten Grenzen hinweg, aus dem die heutige globale Welt hervorgegangen ist, sich wechselseitig bedingend. Das gilt besonders für den Zusammenhang zwischen Indien, Mesopotamien und Europa – eine Landmasse, bei der Abgrenzungen, hervorgerufen durch Herrschaftsansprüche, durch Handelsbeziehungen und kulturellen Austausch unterlaufen wurden. „Zweifellos setzt unser traditioneller Gebrauch des Begriffs „östlich“ oder „orientalisch“ eine „westliche“

1. Steger, M. (2008). *The rise of the global imaginary : political ideologies from the French Revolution to the global war on terror*. Oxford University Press.

Perspektive voraus, als ob die Länder und Zivilisationen, die mehr oder weniger östlich oder südöstlich von Europa liegen - Kleinasien, Irak, Iran, Syrien, Palästina und Ägypten - jemals eine Einheit und nicht eine komplexe Vielfalt von Regionen und Kulturen wären. Dennoch können wir im Allgemeinen (und unter Ausschluss des Fernen Ostens) zustimmen, dass sich dort die ersten Hochkulturen entwickelten und ihre Errungenschaften ihre Errungenschaften in benachbarte Regionen verbreiteten“¹, so schreibt Walter Burkert. Darauf sollen im Folgenden einige wenige Schlaglichter geworfen werden.

Vor einigen Jahren war ich in der Wiener Innenstadt unterwegs. In einem der Durchhäuser zum Stephansdom hin befand sich im Innenhof eine Baustelle, abgeschlossen durch große Pressspanplatten. Im Dämmerlicht sah ich, dass auf die Platten mit einem goldfarbenen Spray arabische Schriftzeichen aufgesprüht worden waren. Vandalismus, dachte ich, schon wieder. Doch wurde meine Vermutung im Näherkommen entkräftet. Auf einer der Wände fand sich die Erklärung für die Schriftzeichen. Die Künstlerin Johanna Kandl hatte auf die Baustellen-Wände jene Schriftzüge aufgesprayt, die auf dem Leichentuch von Herzog Rudolf IV., dem Stifter - er starb 1369 - zu finden sind. Er spielt für die Geschichte Österreichs und vor allem von Wien eine entscheidende Rolle: er ließ z.B. nicht nur den Stephansdom ausbauen, sondern gründete auch die Universität Wien, die deswegen bis heute Alma Mater Rudolphina heißt. Rudolf starb in Mailand, wurde dort in Rotwein konserviert und in einen Ledersack eingenäht, der mit diesem kostbaren Tuch bedeckt nach Wien überführt wurde, wo er im Stephansdom bestattet wurde. Das Leichentuch aus schwerer, kostbarer Seide kam aus dem Orient, die Schriftzeichen sind ein Segensspruch für Abu Said, einen Herrscher aus der Dynastie der Ilkhane, der 1316-1335 über das Gebiet des heutigen Irak und Iran herrschte. Der Stoff wurde höchstwahrscheinlich in Täbris hergestellt, und die Schriftzüge sind - anders als ich in der Dämmerung dachte - persisch, nicht arabisch.

In gewisser Weise ist diese Tuch pars pro toto für den kulturellen Austausch zwischen dem Orient und Europa. Diese beiden Chiffren sind

1. Burkert, Walter. *Babylon, Memphis, Persepolis : Eastern Contexts of Greek Culture* /. Harvard University Press, 2022.

hilfreich, weil sie in der politischen Geographie der Historie vage, und dabei doch recht deutlich, großen Landgebieten zuzuordnen sind, wie Walter Burkert anmerkt (s.o.), die im Laufe der Jahrhunderte immer wieder von unterschiedlichen Herrschern erobert, geteilt und beherrscht wurden, wobei die allzeit volatilen Herrschaftsverhältnisse kulturelle Austauschbewegungen unterstützten oder hinderten.

Unter dem Blick heutiger Diskussionen um kulturelle Aneignung dürfte außerhalb des Mittelmeerraums niemand das Alphabet benutzen. Die Griechen übernahmen die phönizischen Schriftzeichen unter Beibehaltung der semitischen Buchstabennamen. „Rind, Haus, Kamel, Tor“, usw. Semitisch „alpu betu gamlu daltu“ - die Zeichen repräsentieren sehr abstrahiert und simplifiziert, diese Gegenstände - und verwendeten einige Zeichen, denen im griechischen kein Laut entsprach, um Vokale zu repräsentieren.¹ Daraus entstand das lateinische Alphabet, das heute die internationale Kommunikation dominiert und ermöglicht.

Wie Walter Burkert gezeigt hat, ist die griechische Kultur ohne den Austausch mit der persischen, aber auch der ägyptischen Kultur nicht zu denken. Man muss nicht so weit gehen, eine „Black Athena“² zu behaupten, also den Ursprung der Philosophie nach Nubien zu verlegen. Doch ist Platon mehr als deutlich, was die ägyptischen und phönizischen Quellen seiner Philosophie anlangt. All diesen Erkenntnissen hat die Neuauflage des Standard-Nachschlagewerks für die Antike, der „Pauly“ in der Neuauflage Rechnung getragen.³ Die griechische Antike gilt nun nicht mehr als eine singuläre, abgekapselte Nationalkultur, sondern wird als eine „vorderorientalische Randkultur“ bezeichnet.

Man kann heute von einem „Assyro-Persian-Phoenician-Egyptian cultural influence“ (Burkert) sprechen, wenn es um griechische Philosophie und Religion geht. Hesiod etwa bezieht sich auf babylonisches Wissen und Mythologie, auch sind die griechischen Mysterienkulte, die sich später auch im Imperium Romanum verbreiteten, vermutlich aus diesem Raum

1. Burstein, St.M.(2022). Antike global. Die Welt von 1000 v. Chr. bis 300 n.Chr.

2. Bernal,M. (1987), Black Athena. *The Afroasiatic Roots of Classical Civilization*, Rutgers University Press.

3. Cancik, & Pauly, A. (1996). Der neue Pauly : Enzyklopädie der Antike ; (DNP). Metzler.

gekommen. Ein anderes Beispiel: der im ganzen Römischen Reich seit Kaiser Vespasian, also ab dem 1. Jahrhundert u.Z., verbreitete Kult des Gottes Mithras. Auch wenn der iranische Ursprung des Mithras-Kult nicht gesichert ist – es könnte auch ein römischer Kult sein – so geht es hier doch um den persischen Sonnengott als Namensgeber.

Die arabischen Eroberungen ab dem 7. Jahrhundert u.Z. führten zu einer Integration byzantinischer und persischer Kultur in die neu entstehende religiöse Welt des Islam. Auch entstanden neue Handelsverbindungen zwischen China, Indien, den islamischen und den europäischen Reichen. Um die Komplexität dieser Beziehungen zu illustrieren ein Beispiel: im 10. Jahrhundert ließen die abbasidischen Kalifen in Bagdad aus dem Silber, das aus Afghanistan kam – seit etwa dem 9. Jahrhundert unter ihrer Einflussphäre – Münzen schlagen, die auf der einen Seite den Nandi, das Reittier des Hindu-Gottes Shiva zeigen und auf der anderen Seite auf Arabisch Gerechtigkeit steht. Diese Münzen zirkulierten durch den Handel vor allem mit den Vikingern bis ins Baltikum, wo man vergrabene Münzschatze mit tausenden solcher Münzen gefunden hat.¹

Dass es im religiösen Bereich einen Austausch gab, ist naheliegend. Erstens gibt es eine Fülle von Manuskripten, die dokumentieren, wie lebhaft die Debatten zwischen Juden, Christen und Muslimen im Mittleren Osten waren – Arabisch wurde da gelegentlich in hebräischer Schrift und Hebräisch in arabischer Schrift geschrieben.² Dass es einen wechselseitigen Einfluss auch in spirituellen Praktiken zwischen Sufis und Christen gab, die den Hesychasmus praktizieren, ist nicht von der Hand zu weisen, da die Parallelen deutlich sind: Das Erinnern im Herzensgebet „Jesus Christus, Sohn Gottes, sei mir gnädig“ wird oft mit Dhikr oder dem Gedenken an den Namen Gottes gleichgesetzt. Eine Rolle spielte hier vielleicht Isaak von Niniveh (640-700) und Gregor Bar Hebraeus (1226-1286).³

Auch gibt es Gemeinsamkeiten der Theologie: im Hesychasmus und für den Sufi-Weg spielt das „ungeschaffene Licht“ eine zentrale Rolle: „aktiston

1. Flood, F. (2009). *Objects of translation: material culture and medieval „Hindu-Muslim“ encounter*. Princeton University Press.

2. Schmidtke, S. (2016). *The Oxford handbook of Islamic theology*. Oxford University Press.

3. Ein Überblick bei Knysh, A. (2000). *Sufism*. In *The New Cambridge History of Islam* (Vol. 4, pp. 60-104). Cambridge University Press.

phos“ („Tabor-Licht“) bzw. „nour“ oder Licht, auf das sich viele Sufi-Schulen konzentrieren, wie etwa auch in der Lichtmetaphysik des persischen Philosophen Shahab al-Din Suhrawardi (1155–91) ausgeführt wird. Dass die Sufi-Mystik einen Einfluss auf die spanische Mystik des 16. Jahrhunderts hatte, ist möglich, aber nicht belegbar. Doch kann der spanische Mystiker Johannes vom Kreuz (1541-1592) die Werke des Sufi Ibn Abbad (1330-1390) aus Ronda, das erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts von der Conquista erobert wurde, gekannt haben.¹

Ein anderes Beispiel: auch die Mathematik ist eine Errungenschaft des wechselseitigen Zusammenspiels von „Ost“ und „West“. Die ersten mathematischen Beweise sind mit griechischen Denkern verbunden: Archimedes, Pythagoras, Thales und Euklid lebten in Kleinasien bzw. in Sizilien. Ihre Werke wurden unter den Abbasiden ins Arabische übersetzt. Etwa ließ sich Kalif al-Manşūr (754-775) vom Kaiser in Byzanz die „Elemente“ Euklids senden und das Werk vom Griechischen ins Arabische übersetzen. Als bedeutendster Mathematiker gilt Musā al-Khwārizmī (780-850), der im heutigen Usbekistan lebte. Wer heute „Algorithmus“ sagt, zitiert den latinisierten Namen von Khwarizmi. Nicht nur entwickelte er die Algebra weiter – das Wort ist eine Ableitung aus dem Titel eines seiner Bücher, sondern vor allem stellte er die indische Zahlenschrift vor – neun Zahlenzeichen plus Null. Seine Arbeiten revolutionierten die europäische Welt, in der man bis zum 13. Jahrhundert in römischen Zahlen rechnete. Durch den Italiener Fibonacci (1202) wurde die indische Schreibweise der Zahlen in Europa bekannt. Die Brücke zur islamischen Mathematik war Andalusien, bzw. Katalonien, wo etwa der spätere Papst Sylvester II als junger Benediktinermönch namens Gerbert v Aurillac einige Jahre lebte, dort arabische Schriften übersetzte und dann später in Reims diese Mathematik unterrichtete. Auch Übersetzungen von al-Khwārizmī's Algebra ins Lateinische erfolgen im multikulturellen Kontext Spaniens im 12. Jahrhundert.

Es könnte nun hier eine lange Liste all der Kenntnisse und Erfindungen folgen, die durch die „islamicate culture“ der iberischen Halbinsel das heutige Europa grundgelegt haben – die griechisch-islamischen Medizin, Navigationskenntnisse und -geräte, Landkarten, nicht zuletzt auch die

1. Siehe López-Baralt, J. (1985) *Huellas del Islam en la literatura española*, Madrid: Hiperión.

griechische Philosophie bilden die Grundlage der späteren Entwicklungen in Europa. Ohne die Übersetzung des Aristoteles zuerst ins Arabische und dann ins Lateinische wären weder die Philosophie noch die christliche Theologie das, was sie heute sind.

Gleichzeitig mit diesen vielfältigen Einflüsse im Bereich von Philosophie, Theologie, Frömmigkeit, Wissenschaft gibt es eine lange Geschichte von Kämpfen und Abgrenzungen, beginnend mit dem Sieg der Griechen über die Perser zu den Kämpfen zwischen Byzantinischem Reich und aufstrebenden islamischen Herrschern bis in die jüngste Gegenwart.

Die Gegensätze werden unterschiedlich formuliert. In der Antike geht es um Demokratie versus Tyrannei. Der Sieg über die Perserkönige Darios und Xerxes durch die vereinten Heere der griechischen Poleis wurde zum politischen Mythos der siegreichen Demokratie gegen die Tyrannis, also der Herrschaft eines einzigen. Die Wirklichkeit der griechischen Poleis freilich entsprach dem nicht immer. In der Kontroverse Tyrannis gegen Demokratie setzte sich etwa in den griechischen Städten auf Sizilien mehrheitlich die Tyrannis durch.

Mit der Eroberung weiter Teile der iberischen Halbinsel durch die muslimischen Berber im 8. Jahrhundert hieß der Gegensatz dann Islam gegen Christentum. Dem steht gegenüber der Mythos von al-Andalus, dem friedlichen und kreativen Zusammenleben von Juden, Christen und Muslimen. Diese Konvivialität fand ihre Grenzen dort, wo etwa christliche Fürstentümern mit muslimischen gemeinsame Sache gegen andere - christliche oder muslimische - Herrscher machten. Die Rolandssage, die wahrscheinlich ab dem 11. Jahrhundert in Spanien bekannt war, erzählt die andere Seite des Zusammenlebens. Politische und theologische Motive verbrämten oft Machtwillen und Egoismen, die zu Krieg und Eroberungen führten. Dass im Kreuzzug 1202-1204 Konstantinopel von fränkischen und venezianischen Truppen erobert wurde, ist nur ein Beispiel dafür.

Mit dem Fall von Konstantinopel 1451 begann ein neuer Abschnitt. Auf der einen Seite ging es um Machtpolitik. Auch versuchten christliche wie muslimische Piraten, Sklaven zu erbeuten, die von den Herrschenden als Arbeitskräfte eingesetzt wurden, aber für die auch Lösegeld-Forderungen an die Gegenseite gestellt werden konnten. Auf der anderen Seite ging es

um Repräsentation. Etwa ließ sich Sultan Mehmet II von Gentile Bellini malen, dem offiziellen Porträtmaler der Dogen von Venedig, der damaligen Großmacht im Mittelmeerraum. In der europäischen Politik war das Osmanische Reich ein Machtfaktor, mit dem man diplomatische Beziehungen unterhielt, aber auch militärische Konflikte austrug – etwa die zweimalige Belagerungen Wiens 1529 und 1683 oder die habsburgische Offensive unter der Führung von Eugen von Savoyen. In dieser Zeit aber bildete sich auch im Kontakt mit dem osmanischen Reich die moderne Diplomatie und Geheimdiplomatie heraus. Die habsburgischen Diplomaten an der Pforte avancierten zu den wichtigsten Darstellern der herrschaftlichen Repräsentation, als „Widerspiegelung“ ihres Landesfürsten. Die habsburgischen Botschafter mussten allerdings, um Verhandlungen mit der Gegenseite überhaupt zu ermöglichen, auch bestimmte Eigenheiten des Zeremoniells bzw. der Verhandlungsführung der Hohen Pforte übernehmen. Gleichzeitig mit der politischen und militärischen Gegnerschaft sieht man eine große Bewunderung für eine hochstehende Kultur – etwa Teppiche, Kleidung, aber auch Übernahmen von Motiven osmanischer Architektur.

Zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts stellte Persien, seine Sprache und Kultur für deutsche Intellektuelle eine wichtige Bezugsgröße dar. Es erschien damals in deutschen Landen nicht nur eine Übersetzung der persischen Version der Upanishaden, sondern auch eine Ausgabe der Gedichte von Hafis in der Übersetzung durch Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall, den Pionier der Orientalistik. Diese Gedichte inspirierten Goethe zu seinem „Westöstlichen Divan“, erschienen 1819, eine Sammlung von Gedichten, die aus heutiger Sicht als „orientalisierend“ bezeichnet würden. Doch sucht das „lyrische Ich“ dieser Gedichte einen Standort jenseits von kulturell-religiösen Verbindlichkeiten und Verpflichtungen, und Persien und Hafis und seine Gedichte dienen als Gesprächspartner und Folie für Goethes lyrische Erkundungen. Den Nationalismus und die vaterländische Dichtung, die in den Jahren der napoleonischen Kriege immer mehr hervorgetreten waren, lehnte Goethe ab. „Westöstlich“ ist eine deutliche Absage an die Vorstellung, dass Kulturen einander ausschließende Größen seien. Goethes kosmopolitische, weltbürgerliche Haltung verdankt sich der Aufklärung. Auch wenn er den Orient, den er im westöstlichen Divan zitiert, nie bereist hat und die

poetischen Bilder und Vorstellungen seiner eigenen Inszenierung entspringen, so ist doch im Jahr 2000 für den Germanisten Stefan Blessin der Abstand mehr als deutlich, „der Goethe mit seinem Divan zum Beispiel von einer Fragestellung trennt, wie sie gerade in diesen Tagen auf Hamburgs Straßen plakatiert wird: 'Ein deutscher Muslim - ist das möglich?'“¹

Hegel, etwas jünger als Goethe, unterrichtete ab 1818 in Berlin. Dem Weimarer, der sich für seine Dialektik interessierte, ist er nur einmal begegnet. In Hegels Sicht der Geschichte ist Europa, sind die Deutschen der Gipfel der Entwicklung, während die Orientalische Epoche erst den Anfang darstellt. Erstaunlicherweise ordnet Hegel den Islam in den „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ nicht der orientalischen Welt zu, sondern handelt den Islam kurz im Kontext der christlichen Geschichte ab – als reinste Form des Monotheismus, aber vor allem als Herausforderung des Christentums ab.

Diese verschiedenen Perspektiven der Gegnerschaft sind bis heute relevant, der kulturelle Austausch dagegen ist in den Hintergrund getreten.

Im 19. Jahrhundert veränderten der europäische Kolonialismus und die Industrialisierung Europas und der Vereinigten Staaten die Wahrnehmung der „Anderen“. Sie sind nun jene, die hintennach sind, unterlegen und unaufgeklärt. Austausch zwischen Kulturen geschieht nicht mehr selbstverständlich, sondern wird aus ideologischen Gründen abgelehnt, eine Haltung, die auch im 20. Jahrhundert weitgehend bestimmend bleibt. Erst die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte nach dem Zweiten Weltkrieg, an deren Zustandekommen Vertreter aus Asien, Lateinamerika, dem Vorderen Orient, Nordamerika und Europa beteiligt waren, zeigt in eine neue Richtung und eröffnete einen neuen Weg der Verständigung über kulturelle Grenzen hinweg.

1. Stefan Blessin, Goethes West-östlicher Divan und die Entstehung der Weltliteratur, S. 70, in Gutjahr, Ortrud (2000). *Westöstlicher und nordsüdlicher Divan. Goethe in interkultureller Perspektive*, Paderborn Schönigh, S.